

gerade in den Dörfern am getreuesten wider. Darüber hinaus hat das deutsche Dorf als solches bestimmte innere und äußere Merkmale, es hat seine Seele.

Das Dorf hat eine Seele, wenn auch mehrere Gesichter. Es ist so innig mit der Natur, mit dem Wechsel der Jahreszeiten, mit der Arbeit des Bauern verbunden, so sehr allen inneren und äußeren Einflüssen unterworfen, daß ein wechselvolles Bild entsteht, ein Mosaik von Bildern, die — eines aus dem andern sich entwickelnd — in eine wundervolle Einheit zusammenfließen. Wie bei einem feinen Instrument, das auf jede Regung hört, schwingt der Rhythmus des dörflichen Lebens, nach festen Gesetzen und doch in reichster Schönheit für den, der das vom frischen Blutstrom des Volkes durchpulste Dorfleben nicht oberflächlich betrachtet.

Die Verbundenheit mit der Vergangenheit, mit dem Erbe der Väter, mit der Scholle, fettet den Bauer so fest an seinen Besitz, an das Dorf. Gesezt, eine Feuersbrunst würde ein ganzes Dorf einschern; es würde neu gebaut werden, die Bauern sollten bequemere, größere Wohnstätten erhalten — sie würden sich nicht darin wohl fühlen; denn das Dorf kann man nimmer ausbauen, die Häuser, die Erbhöfe, in denen oft Jahrhunderte hindurch Generationen gleichen Blutes einander ablösen, all die Zeugen der Vergangenheit, den bunten, reichen Kram, mit dem manche Bauernhäuser angefüllt sind, das alles ließe sich nicht ersetzen, die Seele würde dem neuen Dorf fehlen. Das Leben der Ahnen ist nicht spurlos dahingegangen, es hat sich eingemistet, ja man möchte sagen eingestossen, so beharrlich und tief hat es seine Spuren gezogen. Es geht uns schon so, daß die plötzliche Veränderung und Umgestaltung eines Wohnraumes, den wir längere Zeit benutzt haben, uns als etwas Fremdes, Kaltes vorkommt, an das wir uns erst wieder gewöhnen müssen. Wie tief muß dann erst die Zeit ihre Spuren ins Antlitz eines Dorfes graben! Es ist mit diesem Antlitz wie mit dem Gesichte manches Menschen: man muß lange darin lesen, bis man alle Besonderheiten entdeckt, bis sich die Schönheiten (mehr in kleinen, unwesentlich scheinenden Zügen) offenbart. Es sind nicht eben jene Gesichter, die wir auf den ersten Augenblick „schön“ nennen, sondern jene, deren Schönheit mehr geistig verklärt wirkt als rein körperlich.

Beim Anblick eines Dorfbildes — ob es sich uns nun in den Sonnenschein eines Sommertages getaucht zeigt, ob es im Zauberlicht einer Mondnacht vor uns liegt, ob es im Sonntagsfrieden ruht oder ob der Rhythmus des Arbeitsliebes es durchpulst —, können wir uns ein Gesamturteil bilden, schon das rein äußere Bild läßt auf die Seele des Dorfes einen Schluß zu — wie für Menschenkenner oft ein einziger Blick genügt, um das Wesen des Gegenübers einzuschäpen —: Landschaft, Lage, Bauart, das Zusammenspiel der Häuser, des Turmes mit der Kirche, formen zusammen einen ersten, bestimmten Eindruck, der erweitert und vertieft wird, sobald wir das Dorf selber betreten. Jedes Haus schaut uns mit anderen Augen an, und man kann von seinem Aussehen auf den Bauer schließen, je nachdem ob es gut instand gesetzt oder vernachlässigt, altherwürdig oder prahlerisch neu, reich oder ärmlich, hübsch hergerichtet oder geschmacklos ausgeputzt, einladend und freundlich oder kalt und häßlich ist. Die Kirche mit dem Turm prägt dem Dorf ein besonders kräftiges Merkmal auf, zumal wenn Kirche und Dorf so zusammenpassen, als seien sie aufeinander und miteinander gewachsen.

Das Leben im Dorfe wird von der bäuerlichen Arbeit beherrscht und geregelt: der Wechsel der Jahreszeiten wird zum Zeitmotiv der Arbeit. Darin liegt ja die erhabene Schönheit des Bauernberufs, daß die allweise, wunderbare und starke Natur selber die Arbeitgeberin ist, daß sie den Bauer mit starken Armen zu sich zieht und ihn an ihren ungetrübten Quellen trinken läßt. Die Religiosität des Bauernvolkes ist deshalb tiefer und echter, weil es dem Schöpfer und seinen Herrlichkeiten näher ist, weil der Odem Gottes über die leuchtenden Fluren geht. Der Bauer durchlebt die Symphonie, die im Rahmen eines Jahres erklingt, immer von neuem: er übergibt im Lenz hoffnungsfroh das Samentorn seiner Scholle, er reißt mit der wachsenden Saat in die Erntezeit hinein, die ihm Mühen und Schweiß vergilt, er säht, wie die Erde, der er Herr und Knecht zugleich ist, die Winterruhe, damit das neue Jahr ihn gerüstet finde. Das Dorf selber prangt im Schmuck der einzelnen Jahreszeiten, und man weiß nicht, wann es schöner anzuschauen ist: im Frühling, wenn den Bäumen und Heiden sanftes Grün anfliegt, im Sommer, wenn es aus dem Kranz der blühenden und reifenden Fluren leuchtet, im klaren Licht der goldenen Herbsttage oder im Schneemantel des Winters.

Das Gemeinschaftsleben im Dorf ist an bestimmte Formen gebunden, wobei das gute Alte mit dem Neuen harmonisch verschmilzt. Sitte und Brauchtum sind zwei der Grundpfeiler, die das Leben des Dorfes tragen, sind der getreueste Spiegel des Volkes, wie es sich, von allem Zwang befreit, gibt. Sie sind der natürliche Ausfluß dieses innigen Verhältnisses zu Gott, zum Leben, zur Natur. Deshalb ranken sich um alle Feste, ganz gleich welchen Charakters, um alle wichtigen Begebenheiten und Verrichtungen, von der Geburt bis zum Tode, in den verschiedenen Zeiten des Jahres nach Gegend und Ort verschiedene unzählige Bräuche, die nicht als Firtelanz und eitles Zierwerk, sondern als formgebundene Berufsübungen eines beim Landvolk oft unterschätzten Innenlebens zu werten sind. Deshalb wird es Sitten und Brauchtum geben, solange es ein gesundes Bauertum gibt. Immer dann, wenn über ein Zurückgehen der ländlichen Kultur und damit der Sitten und Bräuche geklagt wurde, lag dies nicht daran, daß die Bräuche „überlebt“ waren und „nicht mehr in die Zeit paßten“, sondern an einem Schwinden der wirtschaftlichen und Hand in Hand damit der kulturellen Bedeutung des Bauernstandes. Das Dorf und seine Kultur blühen und gedeihen mit dem Bauertum; sie zerfallen, sobald die Wurzeln des Bauerntums krank sind. Der kräftige, gesunde Lebensboden des Dorfes ist ein guter Prüfstein für alles, was wir bezüglich der menschlichen Wesensart als „unnatürlich“ bezeichnen. Die scheinbar grobe, rauhe bäuerliche Art empfindet in Wirklichkeit feiner, jedenfalls gesünder als der im ganzen mehr weiche, kultivierte Städter. Dieser Charakter prägt sich in die Seele des Dorfes um.

Zuerst war das Dorf, nicht die Stadt, und es ist kein Zufall, daß die Menschen, die auf allen Gebieten Hervorragendes leisteten, in überwältigender Mehrheit vom Lande, vom Dorf kamen. Das Dorf bleibt die unerschöpfliche Kräftequelle des Volkes; deshalb gilt es, die Bestrebungen der nationalsozialistischen Regierung — wo nur möglich — zu unterstützen, die alles daran setzt, die Seele des Dorfes rein, d. h. das Volk gesund und lebensfreudig zu erhalten.

Den Hausfrauen ins Kochbuch

Von A. Fries

„Halt, noch etwas, Resi! Bringen Sie auch noch ein halbes Pfund Sago mit für die Suppe!“ Ja, die Rede kann man oft genug hören; denn Reisuppe hat es ja erst gestern gegeben. Das ist es, was ich den verehrten Leserinnen vorhalten muß. Warum nehmen wir in gedankenloser Weise auch dann Erzeugnisse überseeischer Länder, wenn wir uns mit einem ebenso guten oder sogar besseren deutschen Produkt helfen können? Kurz gesagt, wir essen zu wenig Grünkernsuppe. Und Grünkern wächst in Deutschland, im Frankenland! „Das badiſche Frankenland hat das Westmonopol für Grünkernerzeugung“, schreibt Franz Meißner in einem Aufsatz*). „Nirgends in der Welt wird Grünkern erzeugt, nur in rund 100 bäuerlichen Gemeinden der Amtsbezirke Rosbach, Buchen, Weiskheim, Tauberbischofsheim und in 12 Gemeinden des benachbarten württembergischen Jagsttales.“ Schon seit Mitte des 18. Jahrhunderts ist hier die Erzeugung von Grünkern nachgewiesen.

Dieser Grünkern wird von einer Weizenabart, dem Spelt oder Dinkel (*Triticum spelta*) gewonnen. Die Getreideart ist nicht so anspruchsvoll an Boden und Klima wie der eigentliche Weizen, liefert aber ein sehr gutes, weißes Mehl. In meiner Jugend wurde Spelt vielfach dem Korn beigemischt als sogenannte Mischfrucht; diese war sehr ergiebig. Wenn nun in der Heimat des Grünkerns der Dinkel gegen Ende Juni zur Mähdreife gelangt ist, werden die Halme abgeschnitten; gleich auf dem Acker werden die Ähren mit einer Hechel, „dem Reß“, vom Stroh getrennt, in Säcke gefüllt und sofort zur Darre gefahren. Hier werden die Ähren geröstet und dann in der Scheune mit dem Hegel zerkleinert. Nach dem Bugen mit der Windsege kommt das Ganze auf die Mühle zum „Gerben“, wodurch die einzelnen Körner von den Spelzenteilen befreit werden. Durch nochmaliges Reinigen erhält man dann den gebrauchsfertigen Grünkern. Gute Ware muß eine olivgrüne Farbe und schönen Glanz aufweisen, muß ferner einen würzigen Geruch besitzen. Daraus ergibt sich, daß der Bauer bei der Ernte, beim Rosten usw. immer größte Sorgfalt anwenden muß. Der Nährwert des Grünkerns ist nach amtlichen Untersuchungen größer als der der anderen, vielfach aus Stärkemehl bestehenden Suppeninlagen; er hat vor allem mehr Gehalt an Eiweiß und Mineralstoffen. Die Jahresernte beträgt 60 000 bis 65 000 Zentner, von denen 20 000 durch Abnahme von den Nahrungsmittelfabriken sicher untergebracht sind. Das übrige müssen die Hausfrauen verarbeiten! 15 000 bäuerlichen Familien bedeutet dies die Existenzfrage. Die nationale badiſche Regierung hat den Staatsanstalten einen erhöhten Gebrauch von Grünkern bereits zur Pflicht gemacht, die Gastwirte folgten dem Beispiel und kochten jeden Montag Grünkernsuppe.

Fränkische Frauen, es ist kein Opfer, aber Pflicht, euch hier einzuweihen. Der Bauer ist nicht auf Rosen gebettet, er muß hart mit der Scholle ringen, daß sie ihm das tägliche Brot gibt. Wir müssen ihm helfen, wo wir immer können, da er am Jungbrunnen deutscher Volkskraft steht.

*) F. Meißner „Der deutsche Grünkern — die deutsche Suppenfrucht“ in Z. G. Halle, Das badiſche Frankenland, Heftung 1913, Seite 199 ff.